Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 5-6

Artikel: Ein politischer Beobachter vor 100 Jahren : Kaspar Hirzel 1785-1823
Autor: Tobler, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156740

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auch zu viel Selbständigkeit und Selbständigkeitswille inne zu einseitigen Orientierungen, sei es nach Süden oder nach Norden, wie Schlechtunterrichtete in letzter Zeit angenommen haben.

Ein politischer Beobachter vor 100 Jahren.

(Caspar Hirzel 1785—1823.)

Von **Friedrich Tobler.**

Das viel beachtete „Europäische Spektrum" des Grafen Hermann Keyserling weckt unwillkürlich die Erinnerung an einen Mann, der nunmehr vor gerade etwas mehr als hundert Jahren verstorben und längst der Vergessenheit verfallen, es in seiner Zeit auch unternommen hatte, ein Bild des damaligen politischen Europa zu zeichnen und der, ohne selbst in öffentlichem Beruf zu stehen, ein trefflicher Beobachter des öffentlichen Lebens seiner Zeit war. Es ist dies der Zürcher Caspar Hirzel, 1785 geboren als Sohn des Heinrich Hirzel, der Landschreiber zu Weiningen, aber daneben ein nicht unbegabter Maler und geistig höchst beweglicher Mann war. Seine Mutter, eine Meyer von Knonau, die zweite Frau seines Vaters, die dieser nach dem Tode seiner ersten, einer geborenen Hirzel, geheiratet hatte. Aus den zwei Ehen Heinrich Hirzels stammte ein großer Kinderkreis, darunter aus der ersten Salomon Hirzel, der eine achtbare militärische Laufbahn durchmachte, und Heinrich, der bekannte Chorherr, Professor und Schriftsteller (Verfasser von „Eugenias Briefe"), auch eine Schwester Ursula, die den Pfarrer Caspar Tobler, zuletzt in Stäfa, heiratete. Unter den echten Geschwistern unseres Caspar Hirzel war wiederum ein Militär und zwei Schwestern; Maria, die erst einen Meyer von Knonau und in zweiter Ehe einen Rahn zum Manne nahm, sowie Anna, die den bekannten Schriftsteller David Heß ehelichte. Von all diesen und weiteren Stiefgeschwistern und Geschwistern war Caspar der jüngste, dennoch aber in engem Zusammenhang mit all den erwähnten Häusern, von den älteren Stiefgeschwistern, vor allem dem stets mit einem gewissen ängstlichen Respekt beachteten Bruder Professor, fast väterlich betreut, und in seiner eigenen abseitigen Lebensart wohl manchmal ein Sorgenkind. Aber auch aus der weiteren Familie nahmen sich ältere Glieder, so der Säckelmeister Hirzel, seiner gelegentlich an, wenn man glaubte, ihm auf seinem Wege beistehen oder ihm auf einen anderen Weg helfen zu sollen. Caspar Hirzel studierte Theologie, mußte aber wohl seiner schwachen Gesundheit wegen auf die Ausübung des Predigerberufs frühzeitig verzichten. Er beschäftigte sich dann viel mit der französischen Sprache, später auch mit der Astronomie, und wurde so zum Verfasser von seinerzeit viel gelesenen und verwendeten Büchern, wie einer französischen Grammatik, die noch bis 1860 in vielen Auflagen im Lande verbreitet war, und ebenso einer volkstümlichen

Astronomie in französischer Sprache, die ihre Anziehungskraft sowohl der Reinheit und Anmut der Sprache als auch der Wärme ihrer religiös unterbauten Schilderungen verdankt. Seine Kenntnisse der französischen Sprache und des französischen Wesens schöpfte er aus seiner Tätigkeit als Lehrer in Nyon (von 1807 an). Doch auch dieser setzte nach wenigen Jahren seine Krankheit ein Ende, und er verbrachte den Rest seines Lebens von etwa zehn Jahren ganz in Stadt und Land Zürich, wo er 1823, also erst 38 Jahre alt, starb.

In diesem letzten Jahrzehnt seines Lebens gestaltete sich in dem stillen Beobachter, der wohl auch ein fleißiger Leser aller Tagesliteratur und besonders solcher politischer Art war, jenes Bild seiner näheren und weiteren politischen Umgebung, dem er schriftlichen Ausdruck verlieh in dem 1821 erschienenen stattlichen Band von etwa 300 Seiten: Europa im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Eine philosophisch-politische Skizze" (Zürich, bei Orell Füßli & Co.).

Wenn der stille Zürcher eine Untersuchung des gegenwärtigen Zustandes von Europa vornahm und als Folgerung aus diesem „Vorschläge zu einer neuen, auf dauerhafterer Grundlage gestützten Ordnung der Dinge" zu geben sich erkühnte, so war die Triebfeder, wie er selbst sagt, das Gefühl banger Besorgnisse, das die politischen Ereignisse bei ihm als Friedensfreund hervorriefen. Um diese Vorschläge zu begründen, geschah es eben, daß er die einzelnen Länder, besser Völker, zu schildern unternahm. Aber gerade der Versuch, die Eigenart derselben, sie gegeneinander abwägend, zu erfassen, nötigte ihn wohl unwillkürlich zu Erörterungen über ihr Schicksal. Und diese Darstellung ist nicht nur das umfangreichste, sondern auch das bleibend wichtigste Stück des ganzen Werkes. Daneben oder dahinter bleiben die „Vorschläge" selbst, übrigens nur von geringem Umfang, an Bedeutung zurück, werden auch kaum wesentliche Wirkung in ihrer Zeit gehabt haben.

Es kann nicht versucht werden, die ganze Schrift in ihren wertvollen Einzeldarstellungen zu wiederholen, oder für jede einzelne Nation die Leitgedanken herauszuschälen. Es sei nur erwähnt, daß sämtliche Teile des damaligen Europa einschließlich der Türkei abgehandelt sind, wobei der Osten an der Spitze steht (Rußland und Polen) und auch als der Angelpunkt zukünftiger Entwicklung betrachtet sein will, und daß unter den Ländern deutscher Zunge drei Darstellungen in Frage kommen: Deutschland, Preußen, Österreich. Das Urteil über Frankreich — es sei im folgenden einiges aus den Ausführungen über Frankreich, Deutschland und Preußen-Österreich wiedergegeben — ist reichlich zeitbedingt, was in Anbetracht des Umstandes, daß das Ende der französischen Gewaltherrschaft über Europa erst wenige Jahre zurücklag, nicht weiter verwunderlich ist. Sehr vieles in diesem Urteil trifft allerdings auch bleibende Eigenarten französischen Wesens. Es heißt da über das zeitgenössische Frankreich:

„Darin liegt eben das Unglück des heutzutägigen Frankreichs, und die Schwierigkeit, es in friedlicher Eintracht mit sich selbst, seinen Nachbarn unbeschadet, und zur Zufriedenheit seiner eigenen Bewohner zu

regieren, daß, nach dem, was es unlängst gewesen ist, seine noch immer beneidenswerte Lage ihm nicht mehr genügt. Das Glück ihrer kriegerischen Unternehmungen, und der lange Taumel des Sieges hat den Franzosen dergestalt den Kopf verrückt, und einen solchen Schwindelgeist in ihnen erzeugt, daß sie sich von der Natur und wie von Rechtswegen dazu berufen wähnen, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und eine gesetzliche Vormundschaft über dieselben auszuüben. Nichts ist gewöhnlicher, als die Freunde der Revolution, die heimlichen Anhänger des Bonaparteschen Systems und jener Familie, von der Erniedrigung und Zerstückelung Frankreichs sprechen zu hören, das sie als einen verstümmelten, wehrlosen Körper ohne Arme und Füße darstellen, gleich als ob es der Reiche, die nahe an 30 Millionen kriegerischer Einwohner zählen, 870 Millionen Franken jährlicher Einkünfte haben, so zusammengedrängt und in Eines verschmolzen, wie Frankreich, sind, in Europa noch manches gäbe! Diese Franzosen leben jetzt weniger in der Gegenwart als in der Vergangenheit; ja es ist gefährlich, sie von dem zu unterhalten, was sie seit dem Sturze Napoleons geworden sind, und wer immer von dem jetzigen Glücke Frankreichs, von seinem im Frieden blühenden Zustande, von seiner Macht und seinem Einflusse sprechen will, der muß sich darauf gefaßt machen, in lebhaften Streit und in sehr ernstliche, unangenehme Händel verwickelt zu werden. Wie sehr dieser aus den Institutionen des großen Reichs hervorgegangene Eigendünkel, diese grenzenlose Ehr- und Ruhmsucht einer fortdauernden Nahrung bedürfe, beweist der gute Erfolg aller und jeder Unternehmungen, deren Zweck dahin geht, jene glorreichen Tage französischer Oberherrschaft zu verherrlichen, ihre Rechtmäßigkeit zu beweisen, und das Andenken an später erlittene Unfälle auszulöschen."

Über Deutschlands innere und äußere Lage heißt es an anderer Stelle:

„Zu allen Zeiten sah man das Ausland sich in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Staatenbundes mischen; denn von jeher war er zu schwach, und seine Kräfte allzusehr zersplittert, um fremde Dazwischenkunft ausschließen zu können. Dieses Unzusammenhängende und Zerstückelte in der politischen Gestalt Deutschlands ist es, was die Franzosen unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., unter dem Direktorium und unter Bonaparte über das rechte Rheinufer geführt hat, was die Erwerbungen der Schweden und Briten in Deutschland stets begünstigte, was endlich die häufigen Streitigkeiten zwischen Österreich und Preußen verursachte und beständig unterhielt. Dieses bundesgenössische Chaos besteht auch jetzt noch beinahe in seinem ganzen Umfange... Man hat den Deutschen oft in wissenschaftlicher Beziehung den Vorwurf breiter Vielwisserei, dunkler Verworrenheit, und blinder Gefangennehmung der Vernunft unter die Gaukeleien der Phantasie, in gesellschaftlicher aber den der Unbeholfenheit und eines steifen Formenwesens gemacht. Mag es auch sein, daß beide mehr oder weniger gegründet sind, so werden sie doch durch so ausgezeichnete Vorzüge, wie diejenigen der Gründlichkeit und eines beharrlichen Fleißes auf der einen Seite, und auf der anderen der Gemütlichkeit, und einer ehrlichen gastfreundlichen Offenheit mehr als aufgewogen. Ein dritter, und wohl ohne Zweifel erheblicherer Vorwurf kann ihnen in politischer Hinsicht, und zwar deswegen gemacht werden, daß sie ohne Gemeinsinn, und ohne Nationalität sich einem gewissen Weltbürgersinn, der das Fremde fast mehr noch als das Einheimische liebt und sucht, überlassen, und, von allen benachbarten Völkern Bruchstücke zusammentragend, sich in Sitten, Gebräuchen und Moden ein buntscheckigtes Kosmopoliten-Aussehen geben. Zwar haben in den neusten Tagen einige Wohldenkende, aber den eigentlichen Sitz des Übels verkennend, durch äußere Auszeichnung und durch Hervorsuchung einiger veralteter Formen die

erloschene Volkstümlichkeit wieder ins Leben zu rufen gewähnt, was ihnen jedoch, wie leicht zu erwarten stand, bei dem gänzlichen Mangel eines inneren festen Stützpunktes notwendig mißlingen mußte. Die Deutschen, welche so viel für wissenschaftliche Bildung und in dem Fache des Erziehungswesens tun, sollten vor allem aus in ihren öffentlichen und Privatanstalten die Vaterlandsliebe lehren, den jungen Bürgern ihr Vaterland zeigen, und sie in Kenntnis dessen setzen, was sie ihm schuldig sind; ohne jedoch, wie Einige getan haben, dieser Tugend den Charakter einer ungestümen Leidenschaft zu geben, oder die gesetzmäßige Ordnung als einen lästigen Zwang darzustellen. Denn dieses gehört mit zu dem Unglück unserer Zeit, daß Worte und Sachen so untereinander geworfen, und die Begriffe dergestalt verwirrt worden sind, daß auf der einen Seite die Regierungen in der Forderung bürgerlicher Freiheit nichts als strafbare Meuterei, auf der andern die Untergebenen in der Handhabung bestehender Gesetze bloß tyrannische Gewalttätigkeit erblickt haben."

Preußen, über das noch eine Stelle folgen möge, hat Hirzel nicht selbst gekannt; er hat wohl nie persönlich mit Vertretern dieses Landes Fühlung gehabt, hat aber, wie so mancher seiner Zeit, nicht minder unter dem Einfluß der Geschichte gestanden, die der große Preußenkönig im 18. Jahrhundert gemacht hat, wie unter dem der französischen Umwälzungen. Rein historisch mußte er den kommenden Zwiespalt Preußen-Österreich als gewaltig schweres Gewicht an dem Körper Deutschlands spüren und dem gab er klugen und geschickten Ausdruck:

„Die Ruhe und das Glück Europas hängt weniger von politischen Verträgen und von diplomatischen Gewährleistungen, oder von den persönlichen Gesinnungen der Fürsten, die immer vorübergehend sind, als vielmehr von den materiellen Grundlagen ab, auf welche sein Gleichgewicht gestützt ist. Um aber dieses Gleichgewicht auf eine Art zu Wege zu bringen, die nicht leicht zerstört werden mag, ist es wesentlich, daß Preußen verstärkt, und zu einem rein-deutschen, d. h. durch sein Interesse an Deutschland gefesselten Staate geschaffen werde. Es liegt in dem Verhältnis Deutschlands gegen seine zwei mächtigsten Bundesgenossen immer ein Element des Mißverständnisses und der Zwietracht, indem keiner von beiden aus dieser Verbindung einen unmittelbaren Vorteil zieht, welcher erheblich genug wäre, um zu verhindern, daß er nicht das Wohl des ersteren seinem eigenen unterordnen müßte, was auch in den letzten Zeiten die Verhandlungen auf dem Wiener, dem Aachener und Karlsbader Kongresse sattsam bewiesen haben. Das Interesse Preußens ist von demjenigen Österreichs durchaus verschieden; letzteres kann nur aus Ehrfurcht und aus alter Gewohnheit noch ein deutscher Staat sein wollen, währenddem der Vorteil des ersteren ganz und gar deutsch ist, und Preußens Ruin auch das Verderben Deutschlands herbeiziehen müßte. Die neuste Geschichte hat es hinlänglich dargetan, was Preußen unter gewissen Bedingungen für Deutschland werden könnte; denn obgleich zu Ende von 1805 Österreich schon zu zwei sehr demütigenden Friedensschlüssen gezwungen worden war und durchaus allen Einfluß auf die Politik der deutschen Staaten verloren hatte, so kamen doch diese erst im nächstfolgenden Jahre, als Preußen vernichtet ward, recht eigentlich unter den Druck der fremden Gewalt. Österreich, dessen Stärke jetzt mehr noch als ehedem in Ungarn, in Polen, in Italien und Illyrien beruht, muß seine deutsche Politik der österreichischen immer unterordnen. Preußen, das seinem Hauptelemente nach deutsch ist, aber gegen das deutsche Reich und den Rheinbund mehrenteils in gespannter, ja oft feindseliger Stellung stand, blieb bis dahin ebenfalls zu wenigstens zwei Dritteilen preußisch, und

höchstens zu einem Teile deutsch; aber es würde unfehlbar die Seele des Deutschen Bundes werden, sobald es in diejenige Lage versetzt werden könnte, welche die Natur der Dinge ihm anweiset. Österreich sollte daher zu Gunsten Preußens auf seinen Anteil an der Leitung der deutschen Angelegenheiten Verzicht leisten; träten beide Mächte zugleich aus dem Bund, so fehlte es diesem wieder an einem bedeutenden Oberhaupte, und er würde viel zu schwach werden, um in vorkommenden Fällen dem Westen und Osten auch nur einzeln, geschweige zusammengenommen, die Spitze bieten zu können."

Wenn Hirzel auch selbst nicht nach Deutschland kam, so wissen wir doch, daß er sich dort aktiv insofern betätigte, als er Mitarbeiter einer politischen Zeitschrift war und daß diese Mitarbeit zu einem Briefwechsel führte, der noch heute im Hirzel-Archiv der Stadtbibliothek Zürich erhalten ist. Es handelt sich um die Zeitschrift „Nemesis", die als „Zeitschrift für Politik und Geschichte" 1814—1898 in 12 Bänden von dem Historiker Luden in Jena herausgegeben wurde. Zwei Beiträge stehen fest, die Hirzel ohne Namensnennung Juli 1815 und Ende desselben Jahres an Luden gesandt hat und die dieser als „von einem Schweizer" zum Abdruck brachte. — Die Briefe enthüllen neben den politischen Überzeugungen des Verfassers auch manches Beachtliche über die persönliche Stellung des zurückgezogenen und stillen, damals wohl schon schwerkranken Schreibers. Er sah seine politisch-literarische Tätigkeit von dem gestrengen Stiefbruder Professor und Chorherrn beargwöhnt und wagte wohl auch darum die Namensnennung in der „Nemesis" ebensowenig, wie in gleichzeitigen Aufsätzen aus seiner Feder, die nach brieflichen Andeutungen in einem Zürcher Volksblatt erschienen sein müssen. In einem Brief vom 24. November 1815 an Luden heißt es u. a.:

„Verehrtester Herr Professor!

Es ist vor ungefähr vierzehn Tagen ein Paket nebst einem Brief unter meines Bruders Adresse hier angekommen, welchen letztern er mir zum Lesen mitgeteilt und aus dessen Inhalt ich ersehen habe, daß Sie meinem geäußerten Wunsch zufolge zwei Hefte von der „Nemesis", worunter das dritte fünften Bandes, enthaltend meinen Aufsatz über die gegenwärtige Lage der Schweiz zu meinen Händen sicher gesandt haben... In wenigen Wochen werde ich Ihnen nun einen Aufsatz über die politische Wichtigkeit der Schweiz mit Hinsicht auf den diesjährigen Feldzug der Eidgenossen, und zwar ohne Vorwissen meines Bruders, zuschicken... Dieser macht mir (nämlich) täglich Vorwürfe, daß ich keine Bezahlung dafür begehre. Aber mein Grundsatz ist nun einmal, daß, was man aus Pflichtgefühl und der Wahrheit zum Zeugnis spricht und tut, wohl umsonst geschehen darf, zumal, wenn die Bezahlung eben nicht notwendig ist. Mein Vaterland liegt mir vor allem am Herzen, und die Belehrung meiner Landsleute über ihre wichtigsten Interessen, wird, solange ich zu wirken imstande bin, das Ziel meiner eifrigsten Bemühungen sein. Meine schönsten Lebensjahre habe ich zwar unter Franzosen verlebt, und kann die wälsche Schweiz als mein zweites Vaterland betrachten, aber dennoch (und das gereicht mir jetzt zum unendlichen Trost) ist meine Ansicht der politischen Angelegenheiten immer die gleiche gewesen; die kolossale Größe unseres Nachbarn hat mich auch nicht einen Augenblick verblendet, und während ich mich von Anbetern und Bewunderern jenes Vertilgungssystems umgeben sah, habe ich den Urheber desselben immer verabscheut, und diese meine Gesinnungen jedem unverhohlen zu erkennen gegeben. Jetzt aber, da mit dem Ende der Tyrannei die Freiheit zu

sprechen, nicht so hingegen die Sicherheit vor jeder neuen Gefahr zurückgekommen ist, scheint es mir doppelt wichtig und notwendig, zuweilen ein Wort zur Verteidigung und Beförderung der guten Sache zu sprechen. — Ich liebe Deutschland einiger Freunde und der Anstrengungen wegen, die es für seine Freiheit gemacht hat; aber dennoch möchte ich nimmermehr, daß die Schweiz, wie es oftmals geäußert und in der „Nemesis" schon mehr als einmal verdeutet worden ist, wieder zu Deutschland geschlagen würde. Sie haben in Süddeutschland des Bösen noch zu viel Keime, der Tyrannei und des Bonapartismus noch zu mächtige Stützen, als daß für die Bewohner jener Länder sobald ein dauerhaftes Glück zu erwarten wäre, oder ihre Nachbarn nach einer solchen Lage lüstern werden möchten. Wenn auch, wie es scheint, in mehr als einem Punkte das Wohl der Völker berücksichtigt worden, so ist doch noch zu viel Stückwerk, zu wenig Einheit des Willens, und durchgreifende Kraft im Ganzen, zu wenig Ansehen bei der Volksrepräsentation, als daß jeder Unbefangene in diesem Konstitutionsentwurf viel mehr als eine alte Reichsverfassung erkennen könnte. Ich denke aber, wenn wie bis dahin, von oben herab gar nichts geschehen will, so werden die Völker endlich dahin gebracht sein, sich selbst Recht zu schaffen; wozu dies aber in einer so stürmischen Zeit, wie die gegenwärtige zumal in Deutschland, das durch Ruhe und Kraft den Osten und Westen im Zaum halten sollte, führen könnte, liegt außer aller menschlicher Berechnung. — Auch bei uns ist noch nicht alles im Reinen. Der böse Geist, der von den Franzosen zu uns herübergekommen, spukt noch hier und da, und wenn auch schon einzelne Männer, glühend von Freiheits- und Vaterlandsliebe, demselben entgegenarbeiten, so ist doch die Masse des Volks, besonders die des flachen Landes, tot und träg und für nichts Großes gestimmt. Diese bedarf erst großer Ereignisse, um aus ihrer unempfindlichen Gleichgültigkeit gerissen, und wie im vergangenen Frühjahr geschehen, durch drohende Gefahren geweckt und zu heilsamen Entschlüssen gebracht zu werden. Ob solche mächtige Antriebe uns bald zuteil werden sollen, daran läßt das unruhige Treiben unserer westlichen Nachbarn fast nicht zweifeln."

Die Aufsätze aus der „Nemesis" mögen für den Schweizer von heute manch freundliches Mahnwort enthalten. Im Juli 1815 erschien im Band 5, 1. Stück „von einem Schweizer" eine beachtenswerte Äußerung „Über die Schrift: Du pacte fédéral ou de la neutralité de la Suisse par Charles Victor de Bonstetten". In dieser war u. a. behauptet worden, daß Frankreich (Napoleon) die schweizerische Neutralität und Unabhängigkeit immer unangefochten gelassen habe, wogegen sich der ungenannte Schweizer mit großem Eifer wendet: „Zu keinen Zeiten werden wir in die schamlose Lüge einstimmen, mit welcher man jetzt das Volk zu betrügen und ihm zu beweisen sucht, daß die Franzosen es immer gut mit uns gemeint haben, und daß unsere Freiheit und Unabhängigkeit von niemandem weniger als von ihnen gefährdet worden sei." Und im dritten Stück des fünften Bandes gab dann der Schweizer einen Überblick „Über die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre neuste Politik" (Herbst 1815). Seine Absicht ist dabei, durch eine wahrhafte und unparteiische Beleuchtung die Ursachen der zweideutigen und schwankenden Politik der Schweiz ins Licht zu setzen. Der Einfluß der französischen Revolution hatte das Gebäude der halbtausendjährigen und während dieser Zeit von den mächtigen Nachbarn unangefochten gebliebenen Schweizer Verfassung untergraben. Ein einziger Stoß stürzte das Gebäude. Eine von Fremdlingen aufgedrungene ver-

haßte Verfassung ward bald vom Volk einmütig verworfen, ein zweites Mal fremde Vermittlung eigner Anstrengung zur Behauptung der Unabhängigkeit vorgezogen, dennoch nicht das Interesse des Landes gewahrt, sondern nur eine hemmende Bindung an Frankreich geschaffen. Erst mit dem Erwachen der Völker Europas 1813 ermannten sich auch Schweizer zur eignen Ordnung der Angelegenheiten des Vaterlandes, ohne aber die Neutralität aufgeben zu wollen. Ein Recht hierzu konnte allerdings nur die Bezeugung des Willens und der Macht verleihen, die Unabhängigkeit im Fall der Not zu behaupten: „Dies war aber keineswegs mit der Schweiz der Fall. Wir waren seit langem nichts mehr und nichts weniger, als eine französische Provinz, die man unter dem Namen von Verbündeten auf alle Art hudelte und plagte." Nach weiteren Ausführungen über die Neutralität und anderes mehr heißt es dann:

> „Wenn wir zu einer flüchtigen Betrachtung der auswärtigen Verhältnisse der Schweiz übergehen, so erblicken wir sie ungefähr als das, was sie schon ehedem gewesen war, ein Mittelding zwischen Deutschland und Frankreich, durch Sprache, Sinn und Gemütsart eher zu jenem hingezogen; durch das Band der Nachbarschaft, häufigeren Verkehrs und des Interesses aber mehr an dieses gekettet. Nach den Erfahrungen, welche die Deutschen während der fünf Jahre gemacht haben, begreifen sie jetzt, warum die Vereinigung der Schweiz mit dem Deutschen Reiche nicht in den Wünschen ihrer Bewohner gelegen und sie lieber fortdauernd als ein politisches Zwittergeschöpf am Leben bleiben, als ihr ganzes Dasein verscherzen wollen. Bei der Mühe, welche die meisten deutschen Staaten bisher gehabt haben, sich selbst zu konstituieren und bei dem fortwährenden Mangel an innerer Übereinstimmung ist nicht wohl abzusehen, welche Stelle man den Schweizern in dem noch immer nicht geordneten Verein hätte anweisen wollen, und was dieselben überhaupt dabei auch in Hinsicht auf äußere Sicherheit gewonnen hätten."

Man setzte dies Wort in seine Zeit und ermesse den großen Fortschritt an selbständiger Sicherheit, oder auch sicherer Selbständigkeit, den die Schweiz seit dem unruhigen Beginn des 19. Jahrhunderts glücklich gemacht hat.

Die Krisis der gegenwärtigen Kultur.*)

Von **Hermann Bächtold**, Basel.

Der Begriff „Kulturkrisis" ist kein eindeutiger. Es lassen sich geschichtlich Krisen verschiedener Art unterscheiden. Der empirischen Geschichtsbetrachtung drängt sich zunächst der Unterschied zwischen End- oder Untergangskrisen und Zwischen- oder Unterwegskrisen auf. Jene beenden den geschichtlichen Lebensgang eines Kulturkreises (z. B. des antiken oder des abendländischen), diese gliedern diesen Lebensgang in

*) Die Ausführungen geben, mit Ausnahme einiger Sätze zu Anfang und Schluß, wörtlich einen Vortrag wieder, der im Frühling dieses Jahres an der „Christlichen Studentenkonferenz" in Aarau gehalten worden ist.